

(Nachdruck verboten.)

## 18] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt

Das Umberziehen der Maringotte durch die Provinzen Frankreichs währte unter der Direktion des Sohnes fort, aber ohne den Erfolg und die guten Einnahmen unter der Leitung des alten Italieners. Die Vorstellungen, welche sich jetzt auf die Zentner-Produktionen des Herkules, auf den Drahtseiltanz der „Kopfnuß“, das Trapez und die Equilibristik des Giannis nebst den Sprüngen des kleinen Nello beschränkten, entbehrten des Zugmittels der Pantomimen, die sonst den effektvollen Schluß des Abends gebildet und für das Publikum der kleinen Ortschaften ohne Theater die Anziehungskraft eines wirklichen Bühnenstückes gehabt hatten. Zudem hatte das Personal der Truppe, allmählich alt werdend, an rüstiger Verbe, an heiligem Kunstfeuer für ihre Leistungen verloren. Der Bajazzo war sparsam mit seinen Späßen geworden. Der Herkules, von seiner Verpflegung jetzt weniger befriedigt als früher, war noch träger als sonst, wenn es sich zu bewegen galt. Der Posaunist, der das Asthma bekommen hatte, blies sein Instrument nur noch „so um Gotteswillen“. Die Parade auf der Außenbühne wurde matt, die große Pauke schien einschlafen zu wollen und der Fliatterschmuck in der Bude erblindete. Nur die „Kopfnuß“ allein von den Mitgliedern der Gesellschaft strebte noch mit einer gewissen niedergedrückten Ergebenheit und einer Art trotzigem Eifers aus allen ihren Kräften gegen das Mißgeschick der beiden Brüder an.

Einige Jahre gingen dahin, in denen der alte Tommaso Vescape starb, die Geschäfte der Gesellschaft mehr als mittelmäßig und die Aufgabe, die Mitglieder in Ordnung zu halten, täglich schwieriger wurden. Cyprien Muguet, der atmosphärische Posaunist, war, nachdem Variflette das Zeitliche gesegnet, ein Erztrunkenbold geworden. Der Bajazzo verursachte Giannis tausendfachen Ärger durch verwüsthete Weidengebüsch, Dornensträucher und Birnenbäume an den Wegen entlang, auf denen die Karawane dahinzog. Denn der Bajazzo füllte seine Mußezeit mit Flechten von Körben und Schützen von Stöcken und Pfeifen aus, welche Kunstwerke — aus denen so etwas wie die Erinnerung an eine im Bagno erlernte Kunstfertigkeit hervorsah — er dann in den Zwischenpausen der Vorstellung für seine eigene Rechnung an das Publikum verkaufte. Ganz kürzlich erst hatte Giannis ein sehr unangenehmes Begegnis mit dem Besitzer eines Birkenwaldes gehabt, einem Edelmann, der sich aus Liebhaberei mit Taschenspielerkunststücken beschäftigte und die ganze Truppe während dreier Tage als Gäste in seinem Schloß aufgenommen hatte. Und richtig hatte derselbe nach ihrem Fortzuge seine schönsten Birken um ihre Rinde geplündert finden müssen, mit der sich der Bajazzo versehen, um Schwurstabsdosen daraus zu machen. Während bei dem Ärger über solche Dinge in der Brust des jungen Direktors die ihm angeborene Rechtschaffenheit in stetem Streit mit seiner Gutmütigkeit lag, die ihn abhielt, einen alten Gefährten fortzujagen, mit dem er seit seiner Kindheit her gelebt, und während Ärgerlichkeiten aller Art ihm jeden Tag neue Abneigung gegen die jetzige Art seines Künstlerlebens einslößte, trat ein Ereignis ein, das von größtem Nachteil für das Renommee und die Einnahmen des Arenatheaters Vescape war. Eine der ergiebigsten Gewinnquellen der letzten Jahre verdankte man dem Herkules. Es geschah nicht selten in den Marktflecken und Dörfern, in denen man Vorstellungen gab, daß der stärkste Mann des Ortes sich versucht fühlte oder durch andere zu dem Versuch bestimmt wurde, sich mit dem Herkules im Ringkampf zu messen. In solchem Fall pflegte eine Wette zwischen der Vescape'schen Arena und dem starken Dilettanten, der gewöhnlich der Müller des Ortes war, um den Preis von 100, 200, oft 300 Frank entriert zu werden, wer von beiden Kämpfern den anderen werfen werde, wobei bald der Gegner des Herkules das Geld einsetzte, bald es von Landsleuten desselben, deren Lokalpatriotismus sie für seinen Sieg in Feuer brachte, zusammengeschoßen und gemeinsam eingesetzt

wurde. Stets aber ging der Herkules als Sieger aus dem Kampf hervor: nicht sowohl deshalb, weil er just der stärkste Mensch der Welt gewesen wäre, sondern weil sich zu seiner Stärke auch noch die große Geübtheit in dem Kampf und die genaue Kenntnis aller Kunsttriffe und geheimen Süßmittel desselben gesellte. Eines Tages indessen wurde der unverwundbare Kabastens dennoch geworfen, regelrecht, so daß er mit beiden Schultern den Boden berührte: von einem Müller in La Presse, einem Manne, der nach dem Urteil aller durchaus schwächer war als der Herkules. Inmitten der größten Verblüfftheit der ganzen Gesellschaft über seine schmachliche Niederlage, inmitten ihrer höchsten Bestürzung, erhob sich plötzlich die böshafte, grelle Stimme des Bajazzo, die dem sich vom Boden erhebenden Athleten zuschrie: das komme davon, daß er sich zu viel mit einem unflätigen Weibe abgab, welche er in der Nacht, die dem Kampfe vorangegangen . . . Eine ungeheure Ohrfeige machte, daß der Bajazzo nicht ausredete und ließ ihn in den Sand rollen.

Aber der Bajazzo hatte die Wahrheit gesagt. Der Herkules, der bisher nur in Nahrungsmittel verliebt gewesen, war seit einiger Zeit von Härlichkeit zu einer Dejanira entbrannt, die er als seine Geliebte mit sich führte und welcher er in der Tat einen großen Teil seiner Kraft zum Opfer brachte. Das Traurigste für den Herkules und für die Truppe war bei der Sache, daß der Vorfall vollständig das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit in dem Athleten ertödete, der noch zwei- oder dreimal rang, sich werfen ließ und von da an, mutlos und der melancholischen Ueberzeugung hingegeben, daß ein Zauber seine Stärke vernichtet habe, durch nichts mehr zu bewegen war, sich mit irgend jemandem bei den Hüften zu fassen, und wäre es mit einem Schwächling wie ein Gedankenstrich gewesen.

Gianni hatte Nello anfangs, als er noch ganz klein war, bei einigen seiner Produktionen mit verwendet, einerseits zum Vergnügen für den Kleinen, andererseits um ihm Mut zu machen und Lust und Wetteifer für die Künste in ihm wachzurufen. Später zeigte der Knabe überall ein so eifriges Verlangen, bei allem, was der Bruder ausführte, mit diesem zu wirken, daß Gianni ihn nach und nach in beinahe alle seine Produktionen mit verflochten hatte, und es war in den letzten Jahren, in denen Nello zum Jüngling geworden, allmählich dahin gekommen, daß Gianni vom Alleinarbeiten ganz entwöhnt worden war, er sich in seiner Arbeit verlassen, fremd gefühlt haben würde, wenn er Nello nicht dabei an seiner Seite gesehen. Wenn Gianni jetzt jonglierte, jonglierte Nello, auf seinen Schultern stehend, gleichfalls, und dieser Uebereinanderbau zweier Jongleure, die, gemeinsam arbeitend, gleichsam nur einen bildeten, führte zu den hübschesten Touren mit den fliegenden Kugeln, zu neuen, überraschenden Wechselspielen, Doppelspielen, Geanspielen usw. Am Trapez machte Nello das nach, was Gianni zuvor gemacht, sich wie ein Trabant in dem Planetenkreise seines Bruders um ihn bewegend, bald mit ihm wirbelnd in blißschneller Drehung, bald ihm folgend in der langsamen, gleichsam schwebenden Bewegung, in welcher der laufende Schwung allmählich erstarb. In neuen Produktionen, welche der ältere Bruder mit ihm eingeübt, um den kleinen Gymnastiker „in Szene zu setzen“, ließ Gianni, auf dem Rücken liegend, die Beine emporgestreckt, denselben in allen möglichen Touren auf seinen Füßen wirbeln, ihn mit diesen ergreifend, emporwerfend, wieder auffangend, so daß die Füße in diesem Augenblick in Hände verwandelt schienen, mit deren Gewandtheit, deren Fingern begabt. Es gab ferner andere gemeinsame, die Aufgabe aufs genaueste zwischen beiden teilende Produktionen, bei denen ihre Kräfte, ihre Kunstfertigkeit, ihre Behendigkeit sich bereinigte und ineinander griff, und bei denen eine einzige Sekunde des Mangels der genauesten Uebereinstimmung ihrer Bewegungen, der minutiösesten Berechnung des einander Berührens, für einen von ihnen, ja für alle beide zum Verhängnis werden konnte. Allein es herrschte ein so vollständiges physisches Einverständnis zwischen beiden Brüdern, daß die Uebertragung des Willens auf die Nagemuskeln, die Streckmuskeln, ihre Sehnen und Gelenke, die zur Hervorbringung einer Bewegung im Körper erforderlich ist, zu einer einzigen und gemeinsamen für beide Körper vereinigt schien.

Dieser geheimnisvolle magnetische Rapport zwischen den Gliedern der beiden Brüder bei Ausführung ihrer Forceproduktionen, diese liebenden Berührungen wie zwischen Vater und Sohn, dieses gleichsamer Fragen von Muskel zu Muskel, dieses Antworten von Nerv zu Nerv das zuruft: „Vorwärts!“, diese gleiche beständige Unruhe und Besorgtheit für einander in beider Empfindungen, das stete Einsehen des Lebens jedes von beiden für den anderen in jedem Augenblick, die Gemeinsamkeit des Ringens stets mit derselben Gefahr, der man stets gemeinsam heil entgeht, — dies alles schuf ein moralisches Vertrauen der Brüder auf einander, welches die Bande des Instinktes zwischen Nello und Gianni noch enger knüpfte und den natürlichen Hang beider, sich zu lieben, zu um so größerer Entfaltung kommen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

## Jugendchriften und Kinderbücher.

Von Otto Kühle.

Die Jugendchriftenfrage ist keine Frage für sich allein genommen. Zwischen ihr und den jeweilig herrschenden Erziehungsprinzipien bestehen unverkennbare innere Zusammenhänge, die beachtet sein wollen, wenn man die Jugendchriftenfrage ins Auge faßt. Gleich den Grundsätzen und Formen der öffentlichen Erziehung, die ihrerseits erst wieder Produkte geschichtlicher Entwicklung sind, spiegelt auch der Charakter der Jugendlektüre das gesellschaftliche Milieu einer bestimmten Epoche wieder. Und mögen diese Reflexe zuweilen auch nur schwach und wenig scharf umrissen sein, für das Auge desjenigen, der sich mit der Entwicklung der Jugendliteratur und den sie bewegenden Kräften ernsthaft beschäftigt, sind sie klar und deutlich genug erkennbar. Auf diese Tatsache hat vor mehr als zehn Jahren bereits Heinrich Wolgast, der geistige Führer der bürgerlichen Jugendchriftenreformbewegung, hingewiesen.

Als die von der aufstrebenden bürgerlichen Klasse begründeten Volksschulen durch die Reformation mit dem zweifelhaften Geschenk des Religionsunterrichts beglückt wurden, traten an die Stelle der alten Legenden, Sagen und Märchen, die früher von Mund zu Mund gegangen und so in lebendiger Vermittlung von Generation zu Generation überliefert worden waren, der Katechismus, die Bibel, das Gesangbuch; sie machten die Lektüre des Kindes, wie die einzige geistige Kost in Haus und Familie überhaupt aus. Als aber im Laufe der Entwicklung das Recht des Individuums sich immer mehr Geltung verschaffte, als die stärker werdende Bourgeoisie die Bande des Feudalismus gänzlich sprengte und auf dem Gebiete der Erziehung der Philantropismus im Gewande der Rousseauschen Rückkehr zur Natur siegreich vordrang, entstanden die ersten wirklichen Kinderbücher, in denen der Autor sich zu dem werdenden Geschlechte herabneigte, um es im Sinne der emporstrebenden bürgerlichen Klasse von Jugend an aufzuklären, zu bilden, zu formen und zu erziehen. Die später folgende romantische Reaktion gab den Kindern die Sagen und Heldengeschichten der glorreichen Vergangenheit, um daran die leichtentzündliche Phantasie und Begeisterungsfreude der Jugend zu entflammen. Dann setzte in Deutschland eine finstere, muffige Reaktions- und Ruderära ein; sie brachte ein Heer von salbungstriefenden, frommen, moralisierenden Kinder- und Spinnstubengeschichten mit. Es war die Zeit, in der Christoph Schmidt, der gottselige Schilderer patriarchalischer Dienstverhältnisse, Ottolar Schupp, der bigot-feudale Biel-schreiber, unter anderem ihr literarisches Anwesen trieben, in der Gustav Kieritz, der von allen männlichen und weiblichen Kinderstuhlantanten über das Schellendaus gelobte literarische Handwerker, und der Spinnstubengeschichtenerzähler Horn die Köpfe der Jugend versimpelten, in der die Bonnett, Franz Hofmann, Ottilie Wildermuth und andere den Bedarf an Lesestoff für die Jugend deckten. Eine flache, langweilige, öde, moralinsaure Kost. Nach Begründung des Deutschen Reiches, als im öffentlichen Leben der nationale Gedanke rauschende Triumphe feierte und die höfische Geschichtsschreibung vor den „großen Männern“ dieser „großen Zeit“ lagbuhelte und hauchrutschte, entging auch die Schulzerziehung der „nationalen“ Verseuchung nicht; die Folge war ein ungewöhnlich starkes Hervortreten patriotischer, nationaler, vaterländischer Erzählungsliteratur, ein wahrer Wettbewerb in der Verherrlichung nationaler Heroen, in der Propaganda für Heer, Flotte und Kolonien — eine Zeit strapelloser Geschichtslitterung und schamloster, in kapitalistischem Interesse betriebener Geschichtsfälschung brach an. Von diesen Tendenzen wird auch heute noch der Jugendchriftenmarkt im großen ganzen beherrscht. Der aufdringliche, lärmvolle und doch so unwahre Patriotismus, die künstliche Fälschung von Begeisterung für militärische Dinge, die Flottenfregerei und der Kolonialhumbug, die historische Brunnenvergiftung wie das Scharfmachen der Jugend gegen den Umsturz — sie alle sind Früchte unserer kapitalistischen Wirtschaft und Gesellschaft, die des gepanzerten Friedens, des Kriegsgeschäfts, des Profits, der Ausbeutungsfreiheit nicht entraten kann. Dieser selbe Kapitalismus hat uns eine Schule geschaffen, die keine

Erziehung gewährleistet, sondern im Gegenteil all und jedes verabsäumt, was den Menschen im Menschen zur vollen Geltung kommen lassen könnte; ihre Aufgabe erschöpft sich darin, dem Kinde eine gewisse Menge äußerlich angelegener Kenntnisse zu vermitteln, damit dieses später einen im Dienste der Industrie genügend ausbeutungsfähigen, im übrigen aber willenlosen und gehorsamen Menschen darstelle. Der offiziellen Erziehung von heute fehlt alle Verinnerlichung, alle Vertiefung; was sie dem werdenden Menschen an Bildung zu geben vermag und zu geben für gut und ausreichend hält, dringt nicht bis unter die Haut, alles ist nur ein äußerer Firnis, nur Blendwerk und hohler Schein; schon die ersten Wetter des Lebens draußen waschen das armeneliche bishieriges Bildungsgut wieder ab. Genau dieser Erziehung aber und diesen Erziehungsgrundsätzen entspricht auch die Jugendliteratur von heute. Von außen glänzend, grell, prozig, dekorativ, anspruchsvoll, im Innern hohl, geistlos, leicht, abgeschmackt — eine durch Goldschaum aufgeputzte taube Ruß.

Die Tendenz zur Vereinfachung der Jugendliteratur hat noch eine Verstärkung dadurch erfahren, daß das Kapital sich der Herstellung von Jugendchriften bedient hat. Das kapitalistische Zeitalter, in dem sogar Leib und Seele, Geist und Gemüt den Charakter von Waren angenommen haben, lenkt Jugendchriftenfabriken, in denen die Beschaffung von Jugendliteratur nach allen Regeln kapitalistischer Produktion von der buchhändlerischen Großindustrie betrieben wird. Billig und schlecht, doch äußerlich glänzend — das ist die Signatur. Da sind nun Nachwerke greulichster Art zustande gekommen, Nachwerke, wie wir sie besonders in den Papier- und Buchläden der Vororte, den Warenhäusern und Ramschbuzaren antreffen können, dort also, wo die kleinen Leute ihren Bedarf an Weihnachtsbüchern zu decken pflegen. Das sogenannte Grossbuch beherrscht heute den Markt. Es ist Fabrikware mindertwertigster Qualität, nur Ware, nur Objekt zum Geldverdienen, ein Schleuderartikel ohne Kunstwert, ohne ideellen Gehalt, der in Millionen von Exemplaren den Markt überflutet. Der meist verballhornte Text ist auf dickes Holzpapier gedruckt, damit der Band möglichst stark wird, und grelle, schablonenhafte Illustrationen, die oft auf den Inhalt gar keinen Bezug haben, spekulieren mit Erfolg auf die kindliche Freude an bunten, schreienden Farben. Der Vertrieb und Absatz der Grossbücher vollzieht sich in der Hauptsache außerhalb des regulären Buchhandels; Abschlässe unter 50 000 Exemplaren werden kaum oder überhaupt nicht gemacht.

Auf derselben Höhe stehen die Indianerschriften, die sich deshalb so großer Beliebtheit erfreuen, weil das Kind für seine lebhafteste und ausschweifendste Phantasie darin die zuzugewandte und fesselndste Nahrung findet. Die Jugend greift zu ihnen um so begieriger, je mehr sie durch die Langweiligkeit der übrigen Jugendliteratur angeeddet wird. Die kahlen Räume eines Pastoren- oder Kaufmannshauses, in denen die „beliebten“ Kieritz und Wildermuth ihre Geschichten mit Vorliebe spielen lassen, sind zu trist und uninteressant, als daß das Phantasiebedürfnis des Kindes durch sie befriedigt werden könnte. So schlägt die Sache in das Gegenteil um: die Erlebnisse werden nach der Prarie, der Wüste, dem Eismeer, in die Urwälder und Kafferntrale verlegt. Am Mississippi, in Ohio, Texas, Transbaal und Ostasien, im Hottentottenlager, Goldgräbergebiet, auf strandendem Schiff oder in der Kannibalenjagd wirken die Begebennisse und Gestalten ganz anders auf die lebendige Vorstellungskraft der Kinder ein. Da umfängt den kleinen Leser atomlose Spannung, und die Schauer des Grauens und der Furcht rieseln ihm über den Rücken, wenn er die Taten und Erlebnisse des Häuptlings Krallenhand oder Fallenaue vernimmt, wenn Koubshi, die schöne Schwester Binnelous, alle erdenklichen Abenteuer zu bestehen hat, wenn Old Schatterhands Tapferkeit, List und Anerkennung überauswängliche Triumphe feiert. Wie die wilden Bestien das germanische Weidgeschicht überfallen, binden, mit vergifteten Pfeilen schießen, martern, kalfipieren, aufhängen, über dem Feuer rösten und schließlich verpeisen — es ist so schaurig schön, daß die Haare sich sträuben und wüste Träume des Nachts den Angstschweiß aus allen Poren treiben. Aber die Jugend ist wie hypnotisiert, sie sitzt stunden-, tage- und nächtelang und berauscht sich an den Blutrünstigkeiten einer verwilderten Phantasie. Man braucht deswegen gar kein geschworener Feind der Indianergeschichten zu sein. Wie jeder gesunde Junge seine Fliegeljahre hat, so macht er auch eine Zeit durch, wo er im Lesen von Indianergeschichten aufgeht und die Mohikaner, Apachen, Rothhäute und Nigger seine geistige Gesellschaft bilden. Da mag er seinen Robinson lesen und zur Not noch seinen Lederstrumpf genießen, jedoch die Karl May'schen Romane und die übrige Flut der Indianerschmölzer halte man von ihm fern. Sie alle sind unwahre, erlogene Produkte einer überhöhten Phantasie, die nur die Stoffgier befriedigen, den Geschmack verderben, das Gemüt verrohen und das künstlerische Wesen im Kinde auf Abwege bringen und verwüsten. Oft genug sind Indianerbücher schon die Ursache von Verbrechen gewesen, die Kinder auf die Strafbank oder ins Gefängnis führten.

Unser feineres, sittliches und ästhetisches Empfinden sträubt sich auch dagegen, daß dem Kinde Kriegsgeschichten geboten werden, in denen die Greuel und Bestialitäten des Massenmordes eine Verherrlichung finden. Der Krieg ist eine Barbarei, von der man nicht anders als mit Abscheu sprechen sollte. Wer den

Krieg verherrlicht, verherrlicht den brutalen Mord, macht sich zum Ruhmredner der rohen Gewalt und tritt damit rücksichtslos alles nieder, was sich im Menschengemüte an Liebe und Güte, Edel-sinn und Seelengröße, Milde und Warmherzigkeit zum Lichte ringt. Unsere offizielle Geschichtsschreibung glaubt, um uns den Verlauf der Menschheitsentwicklung intellektuell nahe zu bringen, ohne Kriege und Blutvergießen nicht auskommen zu können. Man bewahre die Jugend vor dieser grauenvollen Ideologie.

Noch in anderer Hinsicht ist bei Geschichtsbüchern für die Jugend dringend Vorsicht geboten. Die ganze Geschichtsschreibung des Bürgertums basiert auf der ideologischen Geschichtsauffassung, die ein unüberbrückbarer Abgrund von der Geschichtsauffassung des Proletariats, der materialistischen, trennt. Leider hat bis heute noch kein Geschichtsschreiber großen Stils uns eine Weltgeschichte in unserem Sinne zu geben vermocht. Noch viel weniger besitzen wir eine materialistische Bearbeitung der Geschichte für die Jugend. Wir sind also ganz und gar auf die Geschichtsdarstellungen der Bourgeoisie angewiesen. Und da spielen bekanntlich die Leute von Gottes Gnaden eine gewaltige Rolle. Was da in den Biographien eines Luther, Friedrich des Großen, Bismarck usw. an Geschichtsfälschung, Byzantinerei und Höhendienzerei geleistet wird, grenzt ans Unglaubliche. Der pädagogische und ästhetische Wert solcher Literaturerzeugnisse ist gleich Null, sie dienen lediglich dem patriotischen Drill. Wir Sozialdemokraten jedoch haben absolut kein Interesse daran, unsere Kinder im Interesse ihrer künftigen Unterdrückung byzantinisch und hurrapatriotisch zurecht-zusetzen zu lassen oder ihnen korrupte Verzückungen beim Ausschauen überlebendiger aufgeblasener Menschenhäute einzustößen, damit sie in Ehrfurcht vor hohen und höchsten Herrschaften der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ersterben lernen. Je mehr wir unsere Kinder vor den fragwürdigen Produkten bürgerlicher Geschichts-Mitterung bewahren, desto weniger werden wir später Mühe haben, die von der Schule mit Hochdruck eingepflanzte falsche Geschichtsauffassung herauszureißen und eine richtigere an ihre Stelle zu setzen.

Die ästhetischen und auch die ethischen Mängel der Jugendliteratur sind schon seit Jahren erkannt und ein Kreis von Lehrern führt gegen sie, wie schon erwähnt, einen beharrlichen und erfolg-reichen Kampf. Kann er auch nur als Palliativmittel bewertet werden, so verdient er doch Beachtung und Unterstützung, um so mehr, als die Bourgeoisie ihn mit gemischten Gefühlen gegen-übersteht. So lange die Säuberung des Jugendschriftenmarktes nur von der Aesthetik diktiert war, stimmte man ihr allgemein zu, als sie aber auch der aufbringlichen religiösen und patriotischen Tendenz ernsthaft zu Leibe ging, setzte die Reaktion ein. So kam es, daß auf dem Münchener Lehrertage der Beschluß durchgedrückt wurde, daß „Dichtungen, die bei voller Wahrung der Gesetze künst-lerischen Gestaltens zugleich eine religiöse, moralische und patrio-tische Wirkung“ auf das Kind ausüben, als Jugendlektüre „un-bedingt zu empfehlen“ sind.

Damit war für die Sozialdemokratie das Signal gegeben, die Auswahl der Schriften für die proletarische Jugend selbständig in die Hand zu nehmen. Die ästhetischen Mängel der Jugendlektüre, gegen die die bürgerlichen Pädagogen ihre Kräfte ins Feld führen, wiegen eine Federflode im Vergleich zu den historischen Unge-heuerlichkeiten, an denen sie achtlos und unlätig vorübergehen, weil sie selbst die Wille bürgerlicher Ideologie vor dem Auge haben. Hiergegen muß von proletarischer Seite vorgegangen werden. Der Anfang dazu ist bereits gemacht.

Eine vom Bildungsausschuß der Partei be-sorgte Auswahl von Jugendschriften, die den sozialdemokratischen Eltern noch rechtzeitig vor dem Weihnachtsfeste bekannt gegeben werden wird, bietet eine Sichtung der Erzeugnisse unserer Jugendliteratur nach den entscheidenden Gesichtspunkten der proletarischen Weltanschauung. Während diese Auswahl für das ganze Reich bestimmt ist, wird für Berlin von einem be-sonderen Ausschuß in weiterem Rahmen ein Jugendschriftenver-zeichnis herausgegeben. —

## Kleines feuilleton.

### Theater.

Gastspiel des Hebbel-Theaters: „Frau Warrens Gewerbe“ von Bernard Shaw. Im Januar soll der Bau des Hebbel-Theaters in der Königgräberstraße fertig werden; einstweilen haben die Vorstellungen des neuen, von Direktor Robert engagierten Ensembles in den Räumen des Central-Theaters begonnen. Daß das Unternehmen mit „Frau Warrens Ge-werbe“, der bestgehachten aller Shaw'schen Gesellschaftsatiren, eröffnet wurde, war ein programmatisch bedeutsames Zeichen, ein Ausdruck freien künstlerischen Sinnes. Das Publikum ging mit dem Stücke mit, schenkte sich nicht nur des blendenden Blitzenwerkes des Feuille-tonisten, auch des schonungslos zerzeihenden Hohnes des Sozialisten Shaw zu freuen. Starker Beifall rief die Schauspieler wie den Direktor wieder und wieder vor den Vorhang.

Indes der ganze Reichtum dieses Stückes — die tüchtige, in zwei Hauptrollen ausgezeichnete Aufführung bestätigte insofern nur den Eindruck der ersten Darstellung in der Freien Volksschule — kann im Theaterrahmen nicht ungebrochen zur Erscheinung

kommen. Das Interesse, das der Zuschauer empfindet, bleibt hinter der Erregung, mit der der Leser dem Spiel der Shawschen Dialektik folgt, um ein Erhebliches zurück. Die hundert kleinen Lichter, mit denen die rastlose Beweglichkeit des Autors Personen, Situationen und Ideen im Dialog da beleuchtet, sind zu mannig-faltig, zu rasch aufblühend, als daß sie sich in Ton und Geste der Schauspieler widerspiegeln ließen. Shaw mit dem doppel-deutigen Schillern seiner Ironie, seiner angeborenen, an Jßens Beispiel fortgebildeten Skepsis, die ihn hinter jedes Auszufangs-zeichen ein Fragezeichen setzen heißt, hat nicht die Ruhe, dem Kristallisationsprozeß dramatischer Charakteristik sich ungestört voll-ziehen zu lassen. Seine Personen sind nur zur Hälfte selbständig lebende Gestalten, zur anderen ein Spielball der Laune, beliebig hin und her gewandte Träger seiner Einfälle. In die Umriß-zeichnung schlingen sich freie Arabesken. Bei der Lektüre wird die Phantasie dem Blick dieses Stils, der hier noch nicht wie in so manchen späteren Produkten Shaws zur Manier erstarrt ist, willig nachgehen und an der Fülle verschwenderisch ausgestreuten Geistes ihr Genüge finden; aber die Risse, über die des Lesers Blick weggleitet, klaffen auf der Bühne nur zu deutlich ausein-ander. Die Linien vereinfachen und vergrößern sich. Die Art, wie im Rampenlicht die verschiedenen Egoismen — auch Vivie, die das durch Kuppelerei erworbene Vermögen ihrer Mutter zurück-weist, um frei von ihrer eigenen Arbeit zu leben, will Egoistin sein — miteinander kontrastieren, realisiert ihre Prägnanz. Und die sentimentale Umarmung der beiden Warrens in der großen Szene des zweiten Aktes wirkt, ohne die ironischen Handglossen des gedruckten Textes, wie ein Rückfall ins Melodramatische.

In dieser Szene, der für die Grundtendenz des Wertes ent-scheidenden, und in dem Abschied von der Tochter im letzten Akte gestiftete die kluge und starke Leistung Rosa Warrens. Wie da in Frau Warrens Seele die Erregung bei Vivies hochmütigen Antworten wächst und wächst, wie da ihre Erzählung, die ähnliche Selbstrechtfertigung ihres Gewerbes zur vernichtenden Anklage wider die Gesellschaft wird, das kam mit voller Kraft heraus; ebenso am Schluß das leidenschaftliche Erwachen mütterlichen Instinktes. Eine frappant naturwahr berührende Porträtskizze bot Hermann Rissen in der Figur des Lord George Crofts, Frau Warrens noch gemeineren Kompanion. Paul Otto spielte den Leichtfuß Frank mit munterer Lebendigkeit, Herr Licho den Kunstenthusiasten Praed, Maria Mayer die Vivie. Sie war korrekt, doch ohne tieferes Interesse für den so originellen Typus zu erwecken.

Lessing-Theater. „Kärrische Welt“, Komödie in drei Akten von Otto Hinnerk. Wertwürdig selten erscheinen im Lessing-Theater und seit geraumer Zeit auch auf den Reinhardt-bühnen neue Gesichter und die spärlichen Versuche bieten wenig Er-freuliches. Eulenburgs „Ritter Blaubart“ erlebte vorigen Winter in der Dramatischen Aufführung ein geräuschvolles, nicht unverbientes Glorio und diese Revolüt war, wenn auch kein Durchfall, so doch gewiß auch kein Erfolg. Die erste Wiederholung am Sonntag, die ich sah, fand vor halbleerem Theater statt. Der Dichter, ein deutscher Arzt in der Schweiz, hat zu dem immer populären Lustspielthema der Mitschuldigen einige ganz drollige Situationseinfälle gehabt. Indessen trotz der Kürze der drei Akte und raschestem Spieltempo machte das ganze den Eindruck des Ge-dehnten; es war zu viel Methode, zu viel bemerkbare Absicht in der Follheit. Der Uebermut hatte etwas Forciertes, die Pointen zeigten eine allzu deutliche Familienähnlichkeit untereinander und die un-ersköplich strömende Verliebtheit der resoluten Madame Hadmut ermüdete doch schließlich.

Frau Lina mag ihren Gatten, einen Gemütsmenschen, der seine Untertanenpflichten in der Ehe bisher aufs pünktlichste verfab, ganz wohl leiden, doch meint sie, daß dieses läbliche Gefühl mit ähnlichen Empfindungen anderen Herren gegenüber sich sehr wohl vertrüge. Kraft ihrer Herrscherrechte vermietet sie ein Zimmer in der Wohnung regelmäßig an Studenten, nette Menschen, die einen vor Vereinfachung des Herzens zu bewahren imstande sind. Von dem augenblicklichen Inhaber, einem Shakespeare de-klamierenden Tunichtgut von Mediziner, erfährt sie in einem Schäferstündchen, daß der Gemahl zu vorgeleiteter Anreizzeit reuevolle Andeutungen hinsichtlich einer kleinen, ihm neuerdings passierten ehe-lichen Entgleisung gemacht habe; und ihr von keinerlei Generali-sationsvermögen beschwertes weiblich-temperamentvolles Gemüt gerät sofort, als sei sie selber völlig fadenlos, in höchste sittliche Ent-rüstung. Die Reue nützt dem armen Sünder nichts, er wird aus seiner eigenen Wohnung ausgeperrt. Der Studiosus, dem endlich das Gewissen schlägt, möchte vermitteln, doch sein Appell an die Logik prallt völlig ohne Wirkung von Linas hübschem Troglöps ab. Erst als er schwindelt, der Gatte habe von ihrer Untreue erfahren und sei trotzdem bereit, ihr zu verzeihen, macht er Eindruck. Ernst darf wieder eingieken und ertappt dabei die beiden wirklich. Doch eine effektvolle Gardinenpredigt Linas überzeugt ihn, daß er allein auch hieran schuld ist. Elise Lehmann gab dem robusten, eigenförmigen Triebgeschöpfe bei allen intellektuell-moralischen Monitorkritiken doch einen Schimmer unwichtig frischer Liebenswürdigkeit, der Linas Nacht durchaus erkläre. Brunwald traf in dem verbummelten Studenten sehr gut die Mischung ullenenden Humors und schwärmerender Phantasie und die wunderbar charakteristischen Züge des Kärr-ichen Ehemannes ermahnten an die sanfte stumpfe Hundetreue eines Bernhardeners.

**Freie Volksbühne (im Neuen Schauspielhaus): Judith** von Friedrich Hebbel. Die Tragödie der rohen physischen Kraft: in Holofernes verwickelt. Die Projektion großer Worte zu heroischen Taten, die sich gegenseitig verzehren. Das Bewußtsein der nur auf das Tierische basierten Herrschaft ergelbt sich nicht erst lang in Gedankenformulierung aus der Kustkammer neuzeitlicher Philosophie — jene Naturkraft schreitet kurz zur Tat, ohne mehr als lange Worte zu brauchen. Anders Hebbel. Er, der Poet, dem gigantische Schöpferkräfte im Wesen gären, spricht aus Holofernes. Vom modernen Analytiker, welcher — wie wirs bei Joben erfahren — grübelnd in die tiefsten Abgründe der Seele steigt, ist bei Hebbel weniger zu verspüren. Aber die Kraft seiner dichterischen Intuition deckt doch Urteilen auf, die dem kühlen Logiker verfloßen bleiben. Im Kluge sein der Gedanken sehen wir die Hauptachsen auftragen, von denen ein Wesen getragen wird; die psychologischen Zwischenglieder aufzusuchen, überläßt der Dichter uns selbst. Wir wollen deswegen mit ihm nicht rechten. Wir wollen uns aber auch ebenso wenig an einzelnen schwächlich motivierten Bizarrerien, wie etwa an der Erscheinung des Daniel oder der umständlichen Schilderung Delias vor der Ermürgung ihres Mannes und anderem stoßen. Die Großheit der dichterischen Tat soll auf uns wirken; denn Hebbels Judith-Tragödie ist nun einmal eine gewaltige Schöpfung, obwohl dem Dichter die Ueberwindung des Historisch-Konventionellen nicht vollkommen gelang. Wie glühend er nach dieser Ueberwindung gestrebt hat, zeigt übrigens Judith selbst, die er auf das Reimemäßliche basierte. Als Weib muß sie Holofernes erliegen. Der Mann, d. i. die Kraft, imponiert ihr. Ob Judith Holofernes lieben konnte? Sie selbst scheint es ahnend zu fürchten. Aber was dem Weibe entsetzlich drückt, der Patriotin muß die Tat der Befreiung ihres Volkes am höchsten stehen. Und so vollbringt Judith, was sie zu vollbringen geschworen. . . . Was nun die Darstellung der Tragödie anlangt, so muß sie naturgemäß auf den großen heroischen Stil gestimmt sein. Welch Schauspieler von heute, namentlich wenn er gezwungen ist, alles, was der Tag bringt, hastig zu gestalten, wäre wohl fähig, eine solche Aufgabe zu bewältigen? Wir müssen uns also schon mit dem ehrlichen Willen begnügen. Und daß Regie wie Darsteller dem künstlerischen Ernst in kleinerer Umrahmung auch das erste künstlerische Vollbringen beigegeben, soll gerne anerkannt werden. Von den Ensemblemitgliedern der Verlageren vor dem Tore ging eine mitreißende dramatische Wirkung aus — so wenig der an die verschiedensten nord- und süddeutschen Dialekte anklingende Sprechton auf einen einheitlichen Klang gebracht worden war. Die meisten Vertreter der zahlreichen Episodenrollen erfreuten durch zum Teil vortreffliche Leistungen. Nun zu den Trägern der beiden Hauptrollen. Vom wilden und doch hoheitsvollen Weibstum der Judith, und zwar so, wie eine Mara Biegler sie gestaltete, gibt Gertrud Arnold wenig mehr als Durchschnittsbeweise. In einzelnen Momenten wurde ein ernster Anlauf zu jener künstlerischen Großheit gewagt. Im ganzen schien es, als ob sich die geschätzte Künstlerin für die gleiche Vorstellung am Abend einige verzeihliche Schonung auferlegte. Die Rolle des Holofernes hatte an Sieberts Stelle im letzten Augenblicke Artur Wellin übernommen. Vom unheimlichen Kraftathleten und überlegenen Welterobereratum des Holofernes war wenig zu spüren; doch bligten einige Züge einer Charakterisierung auf, die, wäre dem Darsteller die gebotene Ueberstärkung erspart geblieben, sich sehr wohl zu einer ansehnlichen Gesamtleistung zusammengeschlossen hätten. e. k.

**Astronomisches.**

Das Rätsel des Nordlichts. Das Nordlicht oder, wie man eigentlich allgemein sagen müßte, das Polarlicht, ist für die Naturwissenschaft noch heute eine der rätselhaftesten Erscheinungen, obgleich seine Erforschung gerade in der letzten Zeit wesentliche Fortschritte gemacht hat. Jedenfalls darf man jetzt hoffen, auf dem rechten Wege zu sein, falls sich nicht etwa die Annahme, daß die sogenannten Kathodenstrahlen bei der Entstehung des Lichts beteiligt sind, wieder als irrig erweisen sollte. Sicher ist der Zusammenhang dieser herrlichen Naturerscheinungen, die zu den großartigsten Erlebnissen für den Polarfahrer werden, mit dem Erdmagnetismus. Professor Wirseland hat nun durch Experimente gezeigt, daß die Kathodenstrahlen in der Nachbarschaft einer Magnetnadel Lichterscheinungen zeigen, die dem Polarlicht ähnlich sehen. Dieses tritt aber in einer solchen Mannigfaltigkeit der Gestaltung auf, daß man immer nur einige seiner Formen bei solchen Experimenten wiederzuerkennen erwarten darf. Störmer hat ausführliche Rechnungen über das Verhalten elektrifizierter Teilchen angestellt, die aus großer Entfernung, wie eben von der Sonne bis auf die Erde, in die Nähe einer magnetisierten Kugel gelangen, und ist zu dem Ergebnis gelangt, daß diese Teilchen sich um die magnetischen Pole dieser Kugel scharen müssen. Archenius hat dann weiter zu zeigen versucht, daß elektrische Teilchen durch die abstoßende Kraft des Lichts von der Sonne fortgetrieben werden, in etwa zwei Tagen die Erdatmosphäre erreichen und hier Polarlichter und magnetische Stürme hervorrufen. Diese Theorie hat jetzt der französische Physiker Willard untersucht und Photographien von Lichterscheinungen hergestellt, die in der Nähe eines magnetischen Pols auftreten und in der Tat eine große Ähnlichkeit mit der gewöhnlichsten sächerartigen Form von Nordlichtstrahlen besitzen.

**Humoristisches.**

**Die Freistadt.**

Geiztutage ist's gefährlich —  
Nicht etwas zu tun — o nein!  
Weil's für manche unentbehrlich;  
Wird der Staatsanwalt verzeih't;  
Doch darüber zu berichten,  
Wie es war und wie es ging,  
In Gedichten und Geschichten,  
Freund, das ist ein ander Ding.

Alles, was sich neckt, das liebt sich,  
Einer so, der andere so.

§ 175

Stigelt wie im Ohr ein Floh.  
Wenn wir noch die Feder lauen,  
Fragt die hohe Polizei  
Schon bei allen Zeitungsfrauen,  
Ob es recht unsittlich sei.

Doch getrost! In deutschen Landen  
Weiß ich einen stillen Ort.  
Da wird keiner mißverstanden,  
Da gebiebt das freie Wort.  
Täglich hörst du böse Zungen  
Lieblich blasphemieren dort.  
Majestätsbeleidigungen  
Gelten dort als Winterport.

Strafgesetz und Staatsanwälte  
Sehen nicht und hören nicht.  
Wenn ein Hund den Mond anbellt,  
Kam er wohl vors Landgericht?  
Diese Weisheit! He Gambino!  
Sag! Ich kenne mich nicht aus —  
Bin ich etwa im Kasino?  
„Nein, Sie sind im Irrenhaus.“  
(Egar Steiger im „Simplicissimus“.)

**Notizen.**

— „Das Ungeheuer“ in Lehmanns Theaterfätre beruht in einem seiner Hauptmotive, wie der „Voss. Ztg.“ berichtet wird, auf einem wirklichen Vorfalle. Der Herzog von Edinburgh war — es mögen 10 oder 15 Jahre her sein — eingeladen worden, das Schiff „Nikolaus“ zu besichtigen. Auf die Aufforderung des englischer Marineattachés hin betastete er die Panzertürme, die sich als ebenso solide Papp- und Blecharbeit erwiesen wie die in Lehmanns Stück.

— Lautenburg demaskiert. Ueber Lautenburg, den früheren Direktor des Berliner Residenztheaters, der in Wien so urplötzlich seine Abneigung gegen die „Cochonnerien“ entdeckte, pfandert der jetzige Direktor besagter Anstalt folgendes aus: „Die Abneigung des plötzlich so sittenstrengen Herrn gegen das Genre des Residenztheaters kam doch wohl in Wahrheit keine so große sein, da Herr Lautenburg nach wie vor mit einem sehr beträchtlichen Anteil an dem Villetverkaufstrage dieses Theaters partizipiert, eine Voge ständig zur Verfügung hat, der Gesamterlös der Theaterzettel, der allein circa 8000 M. jährlich ausmacht, in seine Tasche fließt und er mir noch vor etwa vier Wochen persönlich das Anerbieten machte, ich möchte mit meinem Ensemble und mit dem ihm so „verhaßten“ Repertoire des Residenz-Theaters circa sechs Wochen im Raymund-Theater gastieren.“

Der Nachfolger Lautenburgs scheint sich in der schönen Welt der Heuchelei noch nicht ganz auszulernen. Daß Lautenburg öffentlich ablenget, womit er insgeheim seine Kasse füttert, ist durchaus lorett und widerspricht nicht den Grundlagen der guten Gesellschaft.

— Eine Biographie J. B. v. Schweigers beabsichtigt Herr Dr. Gustav Mayer (Heidelberg, Theaterstr. 11) zu schreiben. Er bittet alle, die Schweiger näher gekannt haben, besonders aber die, die Briefe von ihm besitzen, mit ihm in Verbindung zu treten.

— Die drahtlose Telegraphie hat in den letzten fünf Jahren Riesenschritte gemacht. Das Schiffsdepartement der Regierung der Vereinigten Staaten hat eine Statistik veröffentlicht, nach welcher die Stationen drahtloser Telegraphie folgendermaßen auf die einzelnen Länder der Erde verteilt sind: Vereinigte Staaten 88; England und Irland 43; Italien 18; Deutschland 13; Rußland 8; Frankreich 6; Ägypten 5; Argentinien 5; Brasilien 5; Kanada 5; China 5; Dänemark 4; Spanien 4; Schweden 3; Gibraltar 2; Österreich-Ungarn 2; Rumänien 2; Mexiko 2; Panama 2; Japan 2; Aegypten 2; Montenegro und eine Anzahl ganz kleiner Staaten je 1. Zusammen existieren auf der Erde seit 1907 244 drahtlose Telegraphenstationen. Ueber ein Drittel davon ist im Besitz der Vereinigten Staaten von Nordamerika.